



Von St. Privat nach Sedan.

Schon am Tage nach der Schlacht von St. Privat trat in der Stellung des Gardekorps im Gesamtgefüge des deutschen Heeres und damit auch für unsere erste Garde-Infanterie-Division eine bedeutsame Veränderung ein. Mit dem vierten und dem zwölften (sächsischen) Armeekorps wurden die Garden der neugebildeten und unter den Oberbefehl des damaligen Kronprinzen, des heutigen Königs von Sachsen, gestellten Maasarmee zugeteilt. Wir begrüßten diese Veränderung alle mit großer Freude. Gab sie uns doch die Gewißheit, daß wir nicht auf den blutgetränkten Gefilden von Metz stehen bleiben sollten, um etwaigen Durchbruchversuchen der Bazainischen Armee ein donnerndes Halt entgegenzurufen, sondern daß uns die lohnendere Aufgabe zufiel, an der Seite der kronprinzlichen Armee den Vormarsch auf Paris fortzusetzen. Freilich herrschte trotz dieser Freude doch vorläufig noch eine gedrückte Stimmung in den Reihen unserer Truppen. Wie anders verließen diese Bataillone in der Morgenfrühe des 20. August das Schlachtfeld, als sie vor zwei Tagen heraufgezogen waren. Aus je zwei der zusammengeschmolzenen Kompagnien war eine gebildet, und ein Bataillon daher auf zwei noch dazu kaum die Friedensstärke erreichende Kompagnien reduziert. Dort kommen zwei Kompagnien des zweiten Garderegiments, zusammen 150 Mann stark, von einem jungen Sekondelieutenant geführt, dem einzigen, der von den Offizieren beider Kompagnien übrig geblieben ist. Wie dürftig erscheinen diese Kolonnen im Vergleiche zu dem stolzen Anblick, den es bisher gewährte, wenn die Heereschlange bis in unabsehbare Ferne ihre spiralförmigen Linien zog. Ich vermochte es nicht über mich zu gewinnen, bei Marie aux Chênes vorbeizumarschieren, ohne noch einen Blick in die vielen dort befindlichen Lazarette zu werfen, um diesen oder jenen Bekannten noch einmal, vielleicht zum letzten Mal zu grüßen. Ich fand den Oberst, spätern General

von Neumann, welchen ich mir schon im Jahre 1866 zu einem freundlichen Gönner gemacht hatte, die Gebrüder Grafen von Finckenstein, Hauptmann von Tabeck, Oberstlieutenant von Holleben vom dritten Garderegiment zu Fuß u. a. schon auf den zu ihrer Fortschaffung nach Pont à Mousson bestimmten Wagen liegend, und konnte ihnen allen noch glückliche Reise wünschen. Wie wenig ahnte ich es damals, daß es für den zuletztgenannten von Holleben ein Gruß zur letzten Reise in die ewige Heimat war, den ich ihm zurief. Er und andere hielten seine Verwundung für eine ganz leichte, und scherzend rief er mir noch vom Wagen zu: „Sorgen Sie nur, daß ich das Eiserne Kreuz bekomme, dann ist alles gut, und die Schmerzen sollen bald vergessen sein!“ und mit der Frage: „Soll ich Koblenz grüßen?“ winkte er mir abfahrend noch einmal zu. Als ich nach Koblenz kam, wuchs auf seinem Grabe längst das Gras. Auch den Oberstlieutenant von Stülpnagel vom ersten Garderegiment fand ich in der heitersten Stimmung und nahm von ihm Abschied „auf baldiges Wiedersehen!“ und doch sollte er die Heimat nicht mehr lebend erreichen. Mit tiefster Bewegung dagegen stand ich an dem Schmerzenslager des Hauptmanns von Schack, den der Tod schon gekennzeichnet hatte und dessen Ende stündlich erwartet werden konnte. Ich wäre gern bis zu seinem letzten Atemzuge an seinem Lager geblieben, um ihm an Stelle der Seinen in der Heimat die Augen zuzudrücken, aber der Arzt meinte, es könne wohl auch noch Abend werden, bis er überwunden hätte, und so lange durfte ich hinter der bereits abmarschierten Division nicht zurückbleiben. Ich betete mit ihm und fragte ihn nach etwaigen Aufträgen, worauf er antwortete: „Grüßen Sie meine Frau und meine Kinder!“ — Noch ehe der Abend gekommen war, hatte er neben seinen Regimentskameraden in dem oben erwähnten großen Grabe vor St. Marie den für ihn bereitgehaltenen Platz gefunden. In demselben Zimmer mit ihm befand sich der als Reserve-Offizier zum vierten Garderegiment kommandierte Graf York von Wartenberg. Ein Schuß durch die Brust verhinderte ihn am Liegen, und so saß er halb aufrecht auf einem elenden Strohlager, auch die allergewöhnlichste Bequemlichkeit und Erquickung entbehrend. Er bat flehentlich um einen Schluck Kaffee, den er bis gegen neun Uhr vormittags noch nicht einmal hatte bekommen können, und den ich ihm zu verschaffen mich bemühte. Wie schwindet doch in solchen Zeiten und Lagen jeder Standesunterschied! Wie schrecklich sah es in diesem Lazarette noch aus. Auf allen Gängen lagen Verwundete umher, dazwischen wieder die Leichen solcher, die in der Nacht verstorben waren. Um so mehr freute ich mich, als ich an der Thür mit dem Generalarzt

von Lauer zusammentraf, der nach seinem gleichfalls schwerverwundeten, später in Saarbrücken verstorbenen Sohne suchte. Vielleicht ist es seinem Einfluß möglich gewesen, die hier so nothwendige Abhilfe zu beschleunigen. — Doch über alledem war der Vormittag fast vergangen und es war Zeit, der Division zu folgen, wenn ich ihre Spur nicht verlieren sollte.

Die Garde-Kavallerie-Division berührte gerade Marie aux Chênes, und da sie die gleiche Richtung hatte wie die unsrige, so schloß ich mich dem Stabe derselben an. Auf's freundlichste nahm mich General Graf von der Goltz, der Kommandeur der Division, unter seinen Schutz. Zwischen ihm und dem seinem Stabe attachierten Prinz Ludwig von Hessen reitend, legte ich in anregender Unterhaltung fast denselben Weg zurück, auf dem wir am 18. zur Schlacht heraufgezogen waren. Über Doncourt und über einen Teil des Schlachtfeldes vom 16. August, auf dem noch Pferdekadaver in großer Menge umherlagen, kamen wir nach Mars la Tour. Diesmal hatten wir Zeit, an dem Kirchhofe des letzteren Ortes einen Augenblick Halt zu machen und die Namen auf den hölzernen Kreuzen zu lesen, welche die Liebe der Kameraden auf den zahlreichen frischen Gräbern am Eingange des Gottesackers errichtet hatten. Da stand auf der einen Seite: Graf von Schwerin, Paul von Hindenburg, Major von Kleist, Prinz Heinrich XII. von Reuß, Graf Wesdehlen, Graf Westarp, Thassilo und Fritz von Treskow, Kurt von Flemming, alles Opfer des Kavalleriegefehctes, das die Garde-Drägoner bei Mars la Tour zu bestehen gehabt hatten. Zwischen ihnen erhob sich auch das frisch bekränzte Grab des Oberst von Brixen vom 57. Infanterie-Regiment. Auf der andern Seite lag Graf Finkenstein mit fünf Offizieren seines Regiments. Es war ein schöner, traulicher Platz unter großen, am Kirchhofseingang stehenden Linden, und man kann es nur bedauern, daß die Leichen der Helden, die hier ebenso kameradschaftlich neben einander lagen, wie sie neben einander gefallen waren, später meistens ausgegraben worden sind. Wo giebt's für einen Soldaten überhaupt eine schönere Ruhestätte als unmittelbar auf dem Schlachtfelde, das er mit seinem Blute gefärbt hat, und wo die Verhältnisse irgendwie zu der Hoffnung berechtigten, daß keine rohe Hand den Grabesfrieden stören wird, wo zumal der Schutz der deutschen Macht über ihnen waltet, da hätte man nicht so viel in der durch die Gebeine der Gefallenen geweihten Erde herumwühlen sollen. — In tiefer Wehmut verweilten wir einige Minuten an den Heldengräbern, beteten entblößten Hauptes ein stilles Vaterunser und sandten den in der Erde ruhenden Brüdern einen letzten Ehren- und Freundsgruß.

In dem Dorfe Sponville jenseits der Straße nach Verdun, an welcher wir in der Nacht vor der Schlacht am 18. August bivouaciert hatten, fand ich den Stab der Division wieder. Es war ein Sonnabend und ich feierte mich herzlich danach, in einer gottesdienstlichen Feier dem in aller Herzen lebenden Dank für die gewonnenen Siege dieser Schlachtenwoche und für die eigene gnädige Bewahrung auch einen lauten und öffentlichen Ausdruck zu geben, bevor das jetzt noch so rege Dankgefühl in neuer Unruhe mehr und mehr ermattete. Auch unter den Truppen kam mir allenthalben das Verlangen nach einer Dankfeier entgegen. Leider wurde aber am folgenden Tage weitermarschirt, und so war der Gottesdienst nicht möglich. Am 22. August, an dem uns endlich einmal wieder ein Ruhetag beschieden war, kam ich dazu, den längst ersehnten Dankgottesdienst zu halten. Leider verbot aber die billige Rücksicht auf die Ermüdung der Truppen und auf die an Kleidern und Materialien nötig gewordenen Reparaturen die Sammlung der Brigade an einem Orte zu einem gemeinsamen Gottesdienste. Ich mußte mich damit begnügen, an zwei Orten für kleinere Abteilungen Gottesdienste mit Abendmahlsfeier zu halten. Zum ersten Male wurden dabei von mir in diesem Feldzuge die betreffenden katholischen Ortskirchen benutzt.

Die uns in den nächstfolgenden Tagen vorgezeichnete Marschrichtung zeigte nach Westen auf Paris zu. Am dem Sonntag, welcher auf die hinter uns liegende ereignissschwere und unruhvolle Woche folgte, durften wir uns zum ersten Male eines bevorzugten Quartiers in dem Château de St. Benoit, einem ehemaligen Kloster, erfreuen. Der etwas verwahrloste Park, von dem es umgeben war, mußte von vergangener Pracht zu erzählen. Am folgenden Tage wurde bei Saint Mihiel bereits die Maas überschritten. Zum ersten Male seit Mannheim bekamen wir hier anständige Läden zu sehen, und die Leute waren auch so vernünftig gewesen, vor den gefürchteten „Prussiens“ nicht auszureißen, sondern ruhig daheim zu bleiben. Die Folge davon war, daß sie von aller Beschädigung ihres Eigentums verschont blieben. Wie viele Klagen über die angeblichen Plünderungen der „Prussiens“ wären vermieden worden, wenn die Bewohner überall zum persönlichen Schutze ihres Eigentums daheim geblieben wären. Übrigens war es merkwürdig, wie verblendet die Bevölkerung auch jetzt noch über die Lage der Dinge war, und wie groß noch immer die Zahl derer, die eine Niederlage Frankreichs für unmöglich hielten. Selbst an die Siege vor Metz zu glauben, von denen wir ihnen als Augenzeugen berichteten, konnten sie sich nicht entschließen. Ja, die Wohlwollenderen konnten wohl

ein gewisses Mitleid an den Tag legen, wenn wir von dem Vormarsch auf Paris sprachen, auf dem wir begriffen wären, als wollten sie sagen: „Wie leid können Sie mir thun.“ „Es kommt kein Mann von Ihnen zurück“, sagte mir ein Kaufmann, bei dem ich einige Einkäufe machte. „Sie sind alle unrettbar verloren, wenn Sie noch weiter vordringen. Sie wissen nicht, wie viele Armeen Frankreich hat! Eine Million reicht nicht, und gar erst Paris! Sie sind alle Kinder des Todes, wenn Sie sich dorthin wagen.“ Solche und ähnliche Aussprüche konnte man auch nach den errungenen großen Siegen noch oft genug hören.

Auf gute Quartiere folgten auch wieder schlechte. So auch, als wir am 24. August das Quartier in Saint Mihiel mit dem in Longchamps, einem elenden, armseligen Neste vertauschten, das wir nach einförmigem Marsche über eine meist kahle, steinichte Hochebene mit unabsehbaren abgeernteten Getreidefeldern erreichten. Doch fand ich bei dem Curé des Ortes nicht bloß ein leidlich freundliches Gesicht, sondern, was mir noch mehr wert war, auch ein leidliches Lager. Am folgenden Tage, den 25., hatten wir in dem Marschquartiere Senard bereits die Grenze der Champagne erreicht und waren nur noch wenige Meilen von Chalons entfernt, wo nach unserer Annahme die geschlagene Armee Mac Mahons sich gesammelt haben und durch Verstärkungen ergänzt den Kampf von neuem aufnehmen würde, um uns den Weg nach Paris zu verlegen. Das waren die Gedanken, mit denen wir uns das Bild der nächsten Zukunft gestalteten, und in denen wir noch durch die Nachricht bestärkt wurden, daß in einem etwa anderthalb Stunden westlich gelegenen Dorfe unsere Kavallerie auf feindliche Mobilgarden gestoßen sei. Aber hier hieß es: der Soldat, und zwar nicht bloß der gemeine Mann, sondern auch der in die Geheimnisse der Kriegskunst schon eingeweihte Offizier, der vielleicht von dem dereinstigen Feldmarschallstabe träumt, denkt — und Moltke lenkt. Wie gründlich er diesmal wider Erwarten lenkte, das sollten wir am folgenden Tage erfahren. Der Befehl zum Weitermarsch in der westlichen Richtung auf Chalons zu war für den 26. August schon ausgegeben, und wir hatten uns bereits zum Abmarsch gerüstet, als vom General-Kommando die Weisung eintraf, daß jeder Truppenteil bis Mittag in seinem augenblicklichen Standort zu verbleiben und auf weiteren Befehl zu warten habe. Der nach langem Warten gegen zwei Uhr eintreffende Befehl lautete dahin, daß wir, unsere bisherige Marschrichtung ändernd, mit scharfer Rechtschwenkung eine nördliche Richtung einzuschlagen hätten. Die Division sollte sich vor dem Orte Thioncourt

sammeln, um von dort über Clermont im Argonnerwald auf die über Dombasle nach Verdun führende Straße zu gelangen. Die Eingeweihten mochten wissen, was diese Frontveränderung zu bedeuten hatte. Wir andern ergingen uns wohl in mancherlei Vermutungen: der eine Schlauberger riet auf diesen, der andere auf jenen Grund für die angeordnete Maßregel, aber schließlich ließ sich doch jeder an der Gewißheit genügen, daß der Schlachtenleiter Moltke wohl auch diesmal seine guten Gründe haben werde. Das unbedingte Vertrauen auf die Sicherheit der Heeresleitung gab sich gerade bei dieser Gelegenheit, wie kaum jemals wieder im Kriege, in der erfreulichsten Weise kund und stärkte die Truppen zu den fast übermenschlichen Anstrengungen, die für die nächsten Tage ihrer warteten. Ein wolkenbruchartiges Unwetter, welches sich gerade in dem Augenblicke, als sich die Division in Bewegung setzte, über uns ergoß, erschwerte den Marsch und machte die ohnehin schlechten aufgeweichten Wege fast grundlos. Auf steilem Gebirgspfade mußten wir dann die Höhe des Argonnerwaldes erklimmen und wohl zwei Stunden lang führte der Weg durch das dichteste Waldesdunkel, das von der inzwischen wieder aus den Wolken hervorgebrochenen Sonne magisch beleuchtet war. Der Abend brach schon mit Nacht herein, als das Ende des tiefen Waldes, der zu beiden Seiten des Weges sich hinzog, noch lange nicht erreicht war. Die Truppen waren jetzt schon todmüde und doch lag noch ein fast vierständiger Weg vor ihnen, um das ihnen gewiesene Ziel zu erreichen. Viele Nachzügler blieben zurück, denen die Füße den Dienst versagten. Ich war bis zur einbrechenden Dunkelheit mit einem der letzten Bataillone geritten, und der Divisionsstab war wohl schon um mehrere Stunden voraus. Der feste Anschluß, in dem sonst Bataillon auf Bataillon folgte, war an diesem Abend verloren gegangen, und ich ritt wohl eine halbe Stunde im schärfsten Trabe durch die dunkle Nacht, ehe ich vom vierten zum zweiten Garderegimente gelangte. Auch hier konnte ich das dem Divisionsstabe bestimmte Quartier nicht erfahren, und schloß mich daher den Truppen an, mit denen ich gegen zehn Uhr in Clermont anlangte. Schon von fern verkündete uns lautes, sich immer wiederholendes Hurrarufen, daß das königliche Hauptquartier in diesem engen Bergstädtchen sich befände, während es doch, wie wir wußten, Tags zuvor noch in dem über sechs Meilen südlich gelegenen Bar le Duc gewesen war. Es waren die vorüberziehenden Truppen, die ihren am Fenster stehenden König mit lautem Hurray begrüßten.

War dem nicht Eingeweihten dieser mühsame, anstrengende Marsch bis in die tiefe Nacht hinein unverständlich gewesen, die Anwesenheit des Königs

und seines Hauptquartiers in diesem Neste konnte keinen Zweifel darüber lassen, daß sich wiederum ernste Ereignisse vorbereiteten. Mit meiner Reiterkunst auf einem kaum mehr vorwärts zu bringenden ermatteten Gaul, der von Schritt zu Schritt den Dienst zu versagen drohte, war es so ziemlich vorbei und ich war herzlich froh, als ich in einer engen Straße des von Uniformen aller Art wimmelnden Ortes im trüben Schimmer einer Straßlaterne einen Wagen mit der Aufschrift „Königl. Preuß. Kriegsministerium“ erblickte. Er wies mir den Weg zu dem Quartiere meines Schwagers, des Kriegsministers, das ich in einem armseligen Kloster von Schulschwestern auch bald ermittelte. Da traf ich den preußischen Waffenmeister mit den Offizieren seines Stabes bei einem aus Kartoffelsuppe und Butterbrot bestehenden Abendbrot, das freilich gegen den reichen Luxus der Präfektur von Bar le Duc, welche die Herren am Mittag des gedachten Tages erst verlassen hatten, stark abstach. Doch bin ich für die Genüsse der reichstbesetzten Tafel nie dankbarer gewesen als für jene Kartoffelsuppe, zu der ich dort eingeladen wurde. Mit Freuden nahm ich das Anerbieten an, die Nacht über dort zu bleiben und mit dem Kriegsministerium das enge und dürstige Quartier zu teilen, um am andern Morgen den Divisionsstab aufzusuchen, den ich im Dunkel der Nacht doch schwerlich gefunden hätte. Hier wurde mir nun auch der Schleier des Geheimnisses gelüftet, der für uns bis dahin über der so plötzlich veränderten Marschrichtung ausgebreitet lag. Man hatte durch die Aufklärungen unserer Kavallerie, sowie durch aufgefangene Briefe in Erfahrung gebracht, daß die wieder gesammelte und ergänzte Armee Mac Mahons mit dem Korps Faily von Chalons über Reims in nordöstlicher Richtung aufgebrochen sei und den Versuch mache, auf der nördlichen Straße längs der belgischen Grenze nach Metz zu gelangen, um durch einen Angriff im Rücken der Armee des Prinzen Friedrich Karl die um Metz eingeschlossene Armee Bazaines zu befreien. Ich erfuhr aber auch, daß dieser Versuch bereits als gescheitert anzusehen sei, da nun bereits alle von Reims nach Metz führenden Straßen von den drei Korps der Maasarmee, der Garde, dem vierten und zwölften Armeekorps besetzt wären. Hoherfreut, den Unseren so zuverlässige Nachrichten mitbringen zu können, brach ich am folgenden Morgen so früh als möglich auf und traf nach scharfem Ritt von anderthalb Meilen die Division teilweise noch in ihren Bivaks bei Dombasles. Als ich beim Garde-Füsilierregiment vorbeiritt, rief mir mit einem Male eine Stimme zu: „Vivat alma mater portensis“, und ein strammer Einjähriger gab sich mir als

Portenfer zu erkennen. Wir hatten uns bei der letzten Pfortnerversammlung in Berlin getroffen. Weiter gieng zu den Garde-Jägern, die mich mit lautem „Guten Morgen“ begrüßten. Bei ihnen blieb ich, um an ihrer Spitze mit dem Kommandeur, Major von Arnim, den Hauptleuten Graf Pourtales, von Wilczek und andern den Marsch über Eznes, wo wir bereits die Route Paris—Verdun erreichten, und Montfaucon fortzusetzen. Schon in Eznes traf ich den Divisionsstab und entschuldigte mich ob meines nächtlichen Ausbleibens beim General, der mir zwar scherzend drohte, mich dem Justizrat zu überweisen, mir aber doch wegen der guten und zuverlässigen Kunde, die ich aus dem königlichen Hauptquartier mitbringen konnte, mein Ausbleiben gern verzieh. Nach anstrengendem Marsche erreichten wir das ärmliche Dorf Septarges, wo wir bei einem der freundlichsten, ehrwürdigsten Curés, denen wir im ganzen Feldzuge begegnet sind, Quartier fanden. Am Sonntag, den 28., wurde der Marsch bis Vantheville unweit Buzancy fortgesetzt. Alles deutete hier schon auf eine nahe bevorstehende Katastrophe hin. Ganz in der Nähe hatte ein sächsisches Reiterregiment Tags zuvor ein siegreiches Vorpostengefecht gehabt, und hin und wieder verkündeten einzelne Schüsse, daß die Avantgarde bereits mit dem Feinde Fühlung hatte. Wie gern hätte ich in dieser Lage, angesichts abermaliger Kämpfe, und da noch dazu Sonntag war, die in Cantonnements-Bivaks dicht zusammenliegenden Truppen zu einem Gottesdienst vereinigt. Aber der strömende Landregen machte die Abhaltung desselben im Freien unmöglich, und die Ortskirche bot nur für Wenige Raum, so daß ich mich darauf beschränken mußte, die Glocken läuten zu lassen, um etwaige freiwillige Teilnehmer zusammenzurufen. Es fanden sich etwa 200 meist vom Garde-Jägerbataillon ein, denen diese Stunde stiller Andacht mitten in der Unruhe jener Tage eine sichtliche Erquickung gewährte.

Schon am folgenden Morgen erwarteten viele einen Zusammenstoß mit dem nahen Feinde. Die Division hatte sich in gefechtsmäßiger Ordnung zwischen Vantheville und Cunel aufgestellt, erhielt aber bald Befehl zum Weitermarsch nach Buzancy. Dort angekommen, hörte man wieder Gewehrfeuer, und verschiedene Verwundete, namentlich vom dritten Garde-Infanterieregiment, sowie auch einzelne Gefangene wurden eingebracht. Der Tag verging mit stundenlangem Warten auf verschiedenen Rendezvousplätzen. Deutlich konnte man feindliche Kolonnen in der Ferne abmarschieren sehen; endlich schien es auch, als ob die Kavallerie zu ihrer Verfolgung vorgehen sollte, aber es kam bei uns zu keinem Angriff. Nur aus der Ferne drang

von dem bei Nouart stattfindenden Rekognoszierungs-Gefecht Kanonendonner zu uns herüber. Um so gewisser waren alle überzeugt, daß es am folgenden Tage zum Kampfe kommen müsse, eine Erwartung, die in der heißen Schlacht von Beaumont, an welcher hauptsächlich das vierte Armeekorps beteiligt war, sich als vollkommen begründet erwies. Schon vor Sonnenaufgang brach unsere Division aus ihren Bivaks bei Bar und Buzancy auf, um nach kurzem Marsche vor diesem Orte in einem längeren Rendezvous den Vorbeimarsch des vierten Armeekorps abzuwarten. Gegen elf Uhr wurde aufgebrochen und unter vielen Störungen wand sich der Heereszug auf engen, vielfach noch von Kolonnen des vierten Armeekorps gesperrten Wegen bergauf, bergab über Nouart, um von dort den vor uns marschierenden Truppen in der Richtung auf Beaumont zu folgen. Der heftigste, anhaltendste Kanonendonner ließ es bald außer Zweifel, daß sich vor uns ein ernstliches Gefecht entsponnen haben müsse, und um so endloser erschien uns der stellenweis grundlose Weg durch einen unabsehbaren Wald, durch den wir dem Kanonendonner entgegenteilten. Als wir gegen fünf Uhr das Ende desselben erreicht hatten, lag in der Tiefe Beaumont vor uns und an den jenseits des Ortes liegenden Anhöhen wogte noch der Kampf. Diesseits des Ortes schimmerten die weißen Zelte des Lagers, in welchem das Korps Failly von unserm vierten Armeekorps so plötzlich überfallen worden war. Die Granaten waren mitten in die eben kochenden und essenden Soldaten hineingehagelt und hatten die gräßlichsten Wirkungen angerichtet. Das verlassene Lager mit seinen umgestürzten, niedergetretenen Zeltreihen bot ein Bild der schrecklichsten Verwüstung und Verwirrung dar. Ganze Kessel mit abgekochtem Essen, viele noch in Pyramiden aufgestellte Chaffepots, an den Zeltstangen angebundene Pferde, stehengebliebene Bagage- und Munitionswagen mit vollständiger Bespannung waren der sprechendste Beweis für die vollständig gelungene Überraschung.

Es war schon dunkle Nacht, als die Truppen des Gardekorps, die an diesem Tage in Reserve gestanden hatten, vor Beaumont ein Bivak bezogen und auf denselben Stätten, wo vor wenigen Stunden noch der Kampf tobte, ihre Wachtfeuer anzündeten. Unser Divisionsstab hatte am Eingange des Ortes noch ein verlassenes und nicht belegtes Haus als Quartier gefunden, in dem wenigstens einzelne von uns Herberge und Lager, auch einige von den Bewohnern in eiliger Flucht zurückgelassene Vorräte zum Abendimbiß vorfanden. Den Übrigen wurde es überlassen, sich Quartier zu suchen, wo sie ein freies Plätzchen entdecken konnten. Wir persönlich

brachte dieser Abend noch einen augenblicklich recht empfindlichen Verlust. Von meinem hinter der Division noch zurückgebliebenen Wagen, von Küster und Trainisoldaten getrennt, hatte ich auch diesmal, wie immer an solchen Tagen, an denen ein Gefecht zu erwarten war, den Marsch zu Pferde zurückgelegt, um inmitten der Truppen zu sein. Bei der Ankunft in Beaumont übergab ich mein müdes Roß einer Stabsordonnanz, die es mit den übrigen Pferden des Divisionsstabes in einer für diese bestimmten Scheune einzustellen versprach. Ich selbst eilte auf die Verbandplätze, um nach den Verwundeten zu sehen und Arbeit zu suchen, die es dort in Hülle und Fülle gab. Alle irgend wie brauchbaren Häuser des Orts waren in Lazarette verwandelt. Als ich bei schon völlig eingetretener Dunkelheit zum Stabe zurückkehrte und nach meinem Pferde fragte, war es verschwunden. Die Stabsordonnanz leugnete mir ins Angesicht, daß es ihr überhaupt übergeben worden sei. Der Mann hatte sich offenbar um das Pferd nicht gekümmert; das ermattete und durstige Tier, lose oder vielleicht gar nicht angebunden, hatte mutmaßlich den Weg zu einer unweit gelegenen Tränke gesucht und gefunden, und dort war es mit völliger Ausrüstung wahrscheinlich in die Hände eines Marketenders gefallen. Diese Art von Leuten waren immer bereit, die Gelegenheit zu derartigen Beutestücken wahrzunehmen. Man konnte sie manchmal mit drei Pferden durchs Land fahren sehen. Der Umstand, daß mein katholischer Kollege von dem gleichen Schicksal betroffen war, konnte mir nur geringen Trost gewähren. Glücklicher Weise konnte mir mit Genehmigung des Divisions-Kommandeurs aus den zahlreich erbeuteten französischen Pferden am andern Morgen vor dem Antritt des Weitermarsches Ersatz gewährt werden. Die zur Ausrüstung des Reitpferdes gehörigen Gegenstände und manche zum täglichen Handgebrauch dienende Kleinigkeiten in den Satteltaschen sind mir freilich nie ersetzt worden, und so blieb der Verlust immerhin schmerzlich genug. Doch was war in diesen Tagen und unter diesen Verhältnissen daran gelegen? Ich war froh, ein neues Pferd zu haben, um die Truppen auf dem furchtbar anstrengenden Marsche, der am 31. August unserer wartete, begleiten zu können.

Morgens um fünf Uhr wurde im Bivak bei Beaumont alarmiert und erst Abends nach zehn Uhr kamen die letzten Truppen in den Quartieren oder auf den Bivakplätzen an, von denen sie am andern Morgen mit Sonnenaufgang zur Sedan-Schlacht aufbrechen sollten. Wenn auch hier und da mitten auf freiem Felde Halt gemacht wurde, um zu warten, bis die Wege frei waren, von wirklicher Ruhe und Erquickung durch Speise und Trank war

doch für die Truppen fast gar nicht die Rede. Wir überschritten die Maas, die dort auf beiden Seiten von bewaldeten Höhen eingeschlossen ist, und gelangten dann auf ziemlich engen und beschwerlichen Wegen in das Thal des Chiers. Die bei Carignan über das Flüsschen führende Brücke sollte teilweise abgebrochen und für Pferde unpassierbar sein, und so mußten wir erst eine ganze Strecke stromaufwärts marschieren, um den Fluß weiter oberhalb auf einer von den Pionieren schnell wiederhergestellten Brücke zu überschreiten und auf dem andern Ufer dann in der Richtung auf Carignan zurück zu marschieren. Wir machten dadurch einen Umweg von mindestens zwei Stunden. Immer zahlreicher wurden die auf die unmittelbarste Nähe des Feindes deutenden Anzeichen. Vor und hinter Carignan waren große Bivakzplätze, von denen der Feind erst am Morgen aufgebrochen sein mußte. Auf dem Bahnhofe von Carignan brännte ein reich beladener feindlicher Proviantzug, den die in der Eile abziehenden Franzosen nicht mehr fortzuschaffen vermocht hatten, und aus dem nun unsere vorbeiziehenden Truppen retteten, was zu retten war. In und bei Carignan hatten denselben Morgen kleine Scharmügel stattgefunden, in denen die Spitzen der Maasarmee auf die Nachhut des abziehenden Feindes gestoßen waren. Hier und da erdröhnten auch einzelne Kanonenschüsse, hin und wieder auch Gewehrfeuer; kurzum, alles wies darauf hin, daß unsere Avantgarden dem Feinde unmittelbar auf den Ferseu waren. In Carignan kehrte unser Stab in einem an der Straße gelegenen Wirtshaus ein, um die Ankunft der durch den Übergang über den Chiers noch aufgehaltenen Truppen abzuwarten. Der Divisions-Kommandeur versammelte die Brigade- und Regiments-Kommandeure um sich, Adjutanten und Ordonnanzen flogen hin und her, und auch dem Laien konnte es nicht entgehen, daß wir am Vorabend ernstest Ereignisse standen. Einige Bewohner von Carignan, mit denen wir uns unterhielten, berichteten, daß der Kaiser Napoleon erst Abends vorher mit dem letzten von Carignan abgehenden Zuge nach Sedan gefahren sei.

Ich erhielt den Auftrag, an der Straße in Carignan die Ankunft unserer Divisions-Bagage abzuwarten, um einige dort käufliche Lebensmittel mitzubringen. Als sie endlich nach langem Warten eintraf, war die Straße so gründlich durch Kolonnen aller Art, die sich auf ihr hinter- und nebeneinander bewegten, verfahren, daß wir stundenlang halten mußten, ohne vorwärts zu kommen. Darüber brach die Nacht herein. Der unsere Bagage führende Unteroffizier hatte sich wahrscheinlich nach dem vorgeschriebenen Wege nicht genau genug erkundigt und bog infolgedessen auf einem falschen

Wege von der Hauptstraße seitwärts ab, so daß wir uns in der Dunkelheit völlig verfuhrten. Als wir des Irrtums inne wurden, mußte kehrt gemacht und ein des Landes und Weges kundiger Führer ermittelt werden, der sich mit einer Laterne an die Spitze unseres Zuges setzte und uns auf einem kaum fahrbaren, halbsbrecherischen Waldwege durch die stockdunkle Nacht nach dem unserm Stabe zum Quartier angewiesenen, einsam gelegenen Schlosse Remehan führte. Den dichtesten Wald ohne jede Deckung mit dem Bewußtsein zu passieren, daß die feindlichen Vorposten kaum eine halbe Stunde entfernt sein konnten, diente gerade nicht dazu, die mitternächtliche Fahrt angenehm zu machen, und wir dankten alle Gott, als uns das helle Bivakfeuer auf dem Schloßhofs das Ziel unseres Marsches verkündete.

Wir waren nach allen Anzeichen nun auch der Hauptarmee des Feindes so nahe, daß an einer unmittelbar bevorstehenden Entscheidungsschlacht nicht zu zweifeln war. Dennoch hieß es, als wir uns erst in später Nacht in dem kaum eine Stunde von der belgischen Grenze entfernten, im Walde belegenen Schlosse Remehan, in dem unser Stabsquartier sich befand, zur Ruhe begaben, daß für morgen ein Ruhetag in Aussicht genommen sei, der unseren Truppen nach der furchtbaren Anstrengung der letzten Tage auch dringend not gethan hätte. Aber es sollte wieder ganz anders kommen. Um vier Uhr überbrachte ein Ordnonanzoffizier des General-Kommandos den Befehl zur sofortigen Alarmierung der Division, und in die sogleich ringsum ertönenden Alarmsignale mischte sich bereits der dumpfe Kanonendonner, der uns den Beginn der Entscheidungsschlacht verkündete. Von allen Seiten zogen die Truppen in den frischen Morgen hinein, dem Kanonendonner entgegen, in dem sich auch bald wieder das unheimliche Schnarren der Mitrailleurén und der laute Knall des Schnellfeuers aus den französischen Chassepots bemerkbar machte. Wir erfuhren bald, daß das zwölfte Korps neben uns und weiterhin die Baiern schon seit dem ersten Morgengrauen in einem heftigen Kampfe begriffen seien. „Der Monat fängt gut an“, rief mir ein munterer Garde-Jäger zu, als ich das an der Spitze der Avantgarde marschierende Bataillon erreicht hatte. Bei dem Dorfe Billers Cerney, hinter dem sich eine plateauartige, bewaldete Höhe erhebt, empfingen uns die ersten Chassepotkugeln. Ich blieb daher hier, durch ein Haus gedeckt, vorläufig zurück, bis unsere Jäger und mit ihnen fast gleichzeitig die Garde-Füsiliers diese Höhe erklimmen und besetzt hatten. Bald rasselten die Geschütze unserer Garde-Artillerie heran, die nun von dieser Höhe aus zunächst ein stundenlanges

heftiges Artillerief Feuer auf die gegenüberliegenden feindlichen Batterien eröffnete, während die Infanterie vorläufig noch in Unthätigkeit verharrte. Es waren Stunden furchtbarer Spannung. Von allen Seiten erdröhnten die Geschütze der sämtlichen Korps, von denen die französische Armee nun bereits fast gänzlich umfaßt war, und in dem hügeligen und waldigen Terrain war ihr Lärm ein doppelt furchtbarer und nervenerschütternder; aber alle von den übrigen Korps einlaufenden Nachrichten stimmten doch darin überein, daß die Schlacht überall vorwärts gehe, und die Stimmung war an diesem Morgen doch eine viel fröhlichere und zuversichtlichere als am 18. August.

Gern gedenke ich noch immer einer Begegnung, die ich in jenen Morgenstunden des 1. September mit einem mir befreundeten Stabsarzt des ersten Garderegiments und einigen Offizieren seines Bataillons hatte. Während das Bataillon vor einem Waldessaum weiterer Befehle harrend lag, traf ich die Herren damit beschäftigt, eine lateinische Epistel zu verfassen, in der sie einem Freunde in der Heimat ein schmerzliches Abenteuer des vorhergehenden Tages meldeten. Nachdem sie fast zwei Tage ohne ordentliche Mahlzeit marschiert waren, hatten sie sich doppelt einiger auf dem Marsche erbeuteter Enten erfreut, die nicht ohne Fährlichkeit, unter Anfechtungen aller Art, auf dem Medizinkarren glücklich ins Quartier gebracht worden waren. Hier waren sie gebraten worden und sollten eben von den glücklichen „Hindern“ verzehrt werden, als sich in einem unbewachten Augenblicke Huzaren in dem Quartiere eingefunden und die leckere Mahlzeit als guten Bissen eingeheimst hatten. Diese tragische Entengeschichte war der Gegenstand der mit vielem Humor im Stile der literae obscurorum virorum abgefaßten Epistel. Nur eins bekümmerte die lateinischen Briefsteller: die Cigarren waren ihnen völlig ausgegangen. Es war mir eine Freude, ihnen mit meinem letzten Vorrat auszuhelfen zu können. Aus einer dieser bei Sedan geopfertem Cigarren hat sich eine Freundschaft angesponnen, die noch heute unverändert besteht.

Wie anders nehmen sich doch „die großen historischen Momente“ in unmittelbarer Nähe, als aus weiter Entfernung aus. Wann hat es entscheidungsvollere Stunden gegeben, als diese Morgenstunden des ersten September, und doch dachte man in diesem Augenblicke an nichts weniger, als an die „weltgeschichtliche Größe“ des Tages, sondern zunächst an gefundene und wieder entwendete Enten, leere Cigarrentaschen und andere Dinge. —

Die Artillerie hatte ihre erste Arbeit gethan und unter ihrem Schutze hatten unsere Jäger und Garde-Füsilere den in einer Vertiefung zwischen zwei Höhenzügen liegenden Ort Givonne besetzt, und ich eilte auch hinunter, um auf den etwaigen Verbandplätzen eine Thätigkeit und Gelegenheit zur Hilfeleistung zu suchen. Dieselbe bot sich bald in einer von großer Wohlhabenheit der Besitzer zeugenden eleganten Villa, die von einem Sanitäts-Detachement mit Beschlag belegt wurde. Als wir sie betraten, machte sie den Eindruck, vor wenigen Stunden erst von ihren wahrscheinlich durch den Kanonendonner aus dem Schlafe aufgeschreckten Bewohnern verlassen zu sein. In dem Schlafzimmer lagen zum Theil noch erst gestern Abend abgelegte Garderobegegenstände; in der Küche stand das zubereitete aber nicht mehr genossene Frühstück, das nun den Verwundeten zu Gute kam, die von den Krankenwärtern bald in großer Anzahl herbeigetragen wurden. Diesmal bildeten unter ihnen die Franzosen die weit überwiegende Mehrzahl. Ein elegantes Zimmer des unteren Stockwerkes wurde von dem Chefarzt des Detachements zum Amputationszimmer eingerichtet. Der erste Amputierte, ein französischer Kapitän, starb unter der Operation. Soweit es die Arbeit unter den Verwundeten zuließ, die auch diesmal nicht bloß in geistlichem Zuspruch, sondern in leiblicher Handreichung und Hilfeleistung aller Art bestand, wobei die in dem Landhause vorgefundenen Weinvorräte treffliche Verwendung fanden, wurde ab und zu ein Blick auf die Dorfstraße geworfen, die sich von Stunde zu Stunde mehr durch die siegreich vordringenden und mit lautem Hurrah vorüber- und weiterziehenden Truppen, sowie durch die in zahlloser Menge herbeigebrachten Gefangenen belebte. Dort ruhte vor einem Gehöfte ein Bataillon des Garde-Füsilierregiments von heißer Kampfesarbeit aus und strahlend erzählte einer der Hauptleute, von Buddenbrok, von den glänzenden Erfolgen. Das Bataillon hatte fünf Geschütze und einen französischen Adler des 17. Regiments als Trophäen aufzuweisen. Unter der Dienstleitung und Handreichung bei den Verwundeten kam der Abend heran und von Stunde zu Stunde steigerte sich die Zahl der vorbeiziehenden Truppen. Da ich unter der Arbeit keine Zeit gefunden hatte, mich nach unserem Divisions-Stabsquartier umzusehen und befürchten mußte, es bei der eingebrochenen Dunkelheit nun nicht mehr zu finden, so suchte ich bei dem Curé des Ortes, den ich bei den in der Kirche untergebrachten Verwundeten kennen gelernt hatte, ein Unterkommen. Ich war in seinem Hause der einzige Preuße, traf aber bei ihm eine ganze Anzahl theils leicht verwundeter, theils in Gefangenschaft geratener Franzosen,

die in dem Pfarrhaus des freundlichen wohlwollenden Mannes Zuflucht gesucht hatten. Es waren teils Intendanturbeamte, teils Ärzte, zwei Offiziere und einige Gemeine. Einen besonders unerfreulichen Eindruck machte ein Arzt mit kupferrotem Gesicht, der sich um die Hunderte von verwundeten Landsleuten gar nicht kümmerte, sondern nur um seine persönliche Sicherheit besorgt schien.

Ich habe an diesem Abend das, was über die Unwissenheit der französischen Offiziere auf dem Gebiete der Geographie und der Ortskunde vielfach berichtet worden ist, in vollem Umfange bestätigt gefunden. Die französische Heeresleitung hatte es nicht für nötig gehalten, die Offiziere mit Kriegskarten des französischen Gebietes auszurüsten, weil man es in sieges-trunkenem Übermuth von vornherein für ausgeschlossen hielt, daß Frankreich der Schauplatz des Krieges werden könne. An der Tafel des Königs in Reims war eine bei einem gefangenen französischen Offizier vorgefundene Skizze der Befestigungen von Königsberg, die überdies völlig falsch war, gezeigt worden. Bis dahin hatte man den Spaziergang auszudehnen gedacht und bestimmt hatte man gehofft, am 15. August in Berlin sein zu können; der Weg dorthin, meinte man, würde sich wohl selbst finden. Von General Douay, der am 4. August bei Weissenburg fiel, wurde erzählt, daß er sich erst Tags zuvor dazu verstanden habe, eine Karte anzusehen. Noch unmittelbar vor der Katastrophe von Sedan soll einer der französischen Generale, als er mit einem seiner Freunde an der Maas auf- und abging, gefragt haben: „Wie heißt dieses Wasser?“ Ein anderer fragte bei Neuville seine Soldaten nach dem Namen des Ortes, wo er den ganzen Tag dem Feinde heldenmüthig widerstanden hatte. Mich selbst fragte einer der Offiziere an jenem Abend, wie weit Metz von der Grenze entfernt sei, ein anderer ob Thionville am Rhein liege, und als im Verlauf des Gespräches der schleswig-holsteinische Krieg von 1864 erwähnt wurde, den einer der anwesenden Franzosen als „die erste Gewaltthat“ Preußens bezeichnete, da stellte es sich heraus, daß einer der Herren Schleswig und Schlesien nicht zu unterscheiden wußte. Solcher Unwissenheit gegenüber war es freilich nicht schwer, mit meiner durch ein sorgfältiges Studium der Kriegskarten gewonnenen Ortskenntnis zu prunken. Übrigens waren einige dieser französischen Herren noch immer voller Zuversicht auf den schließlichen Sieg Frankreichs trotz aller bisherigen Niederlagen. In richtiger Erkenntnis der augenblicklichen Lage waren sie aber doch so höflich, mir das beste Bett zu überlassen und es war immerhin ein eigentümliches Gefühl, mit dem ich

die Nacht vom 1. zum 2. September in einem Zimmer mit lauter Franzosen zubrachte.

Als ich am folgenden Morgen, den 2. September, eben im Begriffe war aufzustehen, erhielt ich die Botschaft, daß seitens der Garde-Artillerie nach mir gefragt worden, da der bei seinen Batterien gefallene Kommandeur, Oberst von Scherbening, um sieben Uhr begraben werden sollte, wobei ich die Leichenrede zu halten ersucht würde. Nachdem ich mich so schnell als möglich angekleidet und meinen Küster mit den nötigen Aufträgen versehen hatte, ritt ich in das auf der Höhe hinter Givonne belegene Bivak der Artillerie, wo die Leiche des gefallenen Oberst der Bestattung harrte. Es war nächst dem bei Marie aux Chênes eines der feierlichsten Leichenbegängnisse, denen ich im Kriege beigewohnt habe, und die Trauer um den allgemein beliebten und verehrten Führer wurde hier bei weitem durch das erhebende Gefühl des herrlichen Sieges, den er mit seinem Tode zu erkaufen geholfen hatte, überwogen. Das Grab befand sich an derselben Stelle, an der Tags zuvor die feindlichen Batterien aufgefahren gewesen waren, die ihm die tödliche Kugel gefendet hatten.

Es war ein herrlicher Platz mit weiter Umsicht über den ganzen Abschnitt des Schlachtfeldes, auf dem die Garden Tags zuvor gekämpft hatten. Die Begräbnisfeier wurde von selbst zu einer Morgenandacht, in der wir dem innigen Danke, der aller Herzen bewegte, Ausdruck gaben. Was ich an diesem Grabe geredet habe, ich weiß es nicht mehr, nur soviel weiß ich, daß mir das Herz selbst zum Zerspringen voll war, und daß es in einem ganz anderen und freudiger gehobenen Tone ging als bei St. Privat. Und kaum waren die ersten Trauerklänge von „Jesus, meine Zuversicht“ oben auf der Höhe verstummt, da erklang es in den Bivaks von allen Seiten in hellem Siegesjubel: „Heil Dir im Siegerkranz“, „Die Wacht am Rhein“, „Ich bin ein Preuße“ u. s. w., dazwischen wieder „Nun danket alle Gott“, und als mir bei einem Truppenteile auch Ernst Moritz Arndts an manchem Gedenktage der Leipziger Schlacht gesungenes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ entgegentönte, da durchzuckte es mich mit hoffnungsvoller Ahnung, daß der 1. September für uns und unsere Kinder dereinst ein Tag von ähnlicher Bedeutung werden würde, wie der 18. Oktober für die Väter.

Eine zweite Beerdigung, bei der ich zu fungieren hatte, rief mich gegen neun Uhr auf den Kirchhof von Givonne. Hier war drei Offizieren des Garde-Füsilieregiments ihr Grab bereitet, unter denen sich ein Sohn des kom-

mandierenden Generals von Kirchbach befand, der selbst soeben erst von seinen bei Wörth erhaltenen Wunden wieder hergestellt war. „Das Los ist mir gefallen aufs liebliche, mir ist ein schön Erbteil geworden“, dieses Wort Davids konnte hier mit gutem Recht auf die Gefallenen angewendet werden. Denn wenn Soldatentod überhaupt ein schöner und lieblicher ist, wenn er mit Recht in Lied und Spruch des Volkes gepriesen wird, so traf das gewiß hier zu, wo die Palme eines solchen Sieges die Gräber überschattete. General von Kirchbach wohnte mit einem großen Teile seines Stabes der Beerdigung seines Sohnes bei, und seine tapfere und freudige Ergebung war für alle Umstehenden die erbaulichste Grabrede.

Inzwischen bestätigten die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten, daß der am gestrigen Tage errungene Sieg alle bisherigen Vorstellungen von dem Umfange desselben noch bei weitem übertraf. Was am 1. September abends nur als ein dunkles Gerücht von Mund zu Mund ging, es war nun zur gewissen Thatsache geworden. Der Kaiser Napoleon hatte dem Könige seinen Degen zu Füßen gelegt und sich ihm als Kriegsgefangener ergeben. Wir erhielten die erste zuverlässige Bestätigung dieser Nachricht aus dem Munde des Prinzen Albrecht, dem wir bei einer Bereitung des Schlachtfeldes, die ich im Gefolge unseres Divisions-Kommandeurs mitmachen durfte, begegneten. Mit jeder Stunde steigerte sich der Eindruck von der Unermeßlichkeit des errungenen Sieges und seiner Folgen. Und war der Umritt auf dem Schlachtfelde unter kundiger Führung geeignet, einen Einblick in die Großartigkeit des Sieges überhaupt zu gewähren, so diente er auch dazu, das freudige und erhebende Gefühl über den Anteil, der unserer ersten Garde-Division insbesondere an der Ehre des Tages gebührte, durch den Augenschein an den betreffenden Örtlichkeiten zu steigern. Die Freude über den errungenen Sieg war eine so allgemeine, das Gefühl, daß Gott an diesem Tage Großes an uns gethan hatte, ein so verbreitetes, daß es Unrecht gewesen wäre, den Tag verstreichen zu lassen, ohne diesen Empfindungen in einem gemeinsamen Gottesdienste einen lauten und öffentlichen Ausdruck zu geben. Noch heute danke ich es meinem General, daß er auf meinen Vorschlag, denselben am Abend um sieben Uhr in der Nähe der Bivakplätze abzuhalten, bereitwilligst einging und alle disponiblen Truppen der Division zur Teilnahme an demselben befahl.

Als die Truppen sich eben anschicken wollten, in der Nähe des Bois de Garenne zum Gottesdienste anzutreten, kam die Nachricht: „Der König kommt.“ Bekanntlich hatte es sich der König, trotz der körperlichen und

geistigen Anstrengungen der vorangegangenen Tage und der Verhandlungen, die in der letzten Nacht und am Vormittag der Kapitulation vorangegangen waren, nicht nehmen lassen, seine Truppen zu begrüßen und von Lager zu Lager reitend seinen braven Kriegern persönlich zu danken; und so beritt er denn von halb drei bis halb acht Uhr die ganze um Sedan gescharte Armee. Zur Rückkehr in das Hauptquartier zu Vendresse bedurfte es dann noch einer mehr als dreistündigen Fahrt im Wagen. Schon von fern verkündete das von einem Truppenteile zum anderen sich lawinenartig fortsetzende Hurrah! die Ankunft des geliebten, sieggekrönten Königs. Als er sich unserer Division näherte, hatte ich das Glück, von ihm bemerkt zu werden. Meiner ansichtig geworden, winkte er mich herbei, reichte mir vom Pferde die Hand, die ich ihm tiefbewegt vergeblich zu küssen versuchte, und erwiderte auf meinen Glückwunsch zu dem herrlichen Siege: „Ja, Gottes Segen ist über Bitten und Verstehen mit uns gewesen!“ Aber trotz der Siegesfreude, die in seinen Augen leuchtete, sprach sich doch auch ein tiefer Ernst und eine schmerzliche Wehmut in seinen Zügen aus, als sein Blick auf die gelichteten Scharen seiner Garderegimenter fiel, die er, abgesehen von einem Vorbeimarsch bei den Fenstern seines Quartiers in Clermont en Argonne, der bei völliger Dunkelheit erfolgte, seit dem 18. August hier zum ersten Male wieder sah. Er selbst sagte zu mir: „Ich wäre gern am 19. August auch zu der Garde gekommen, aber ich konnte es nicht; ich war noch zu tief bewegt und erschüttert von ihren Verlusten.“ Wie viele fehlten, denen er noch unmittelbar vor dem Ausmarsch die Hand gedrückt hatte! Als er beim ersten Garderegiment z. F. vorbeiritt, dessen Offiziere ihm jeder einzelne persönlich bekannt sind, traten ihm die hellen Thränen in die Augen, weil er in den gelichteten Reihen des Regiments und seines Offizierkorps so manches wohlbekannte Gesicht schmerzlich vermischte. Das jubelnde Hurrahgeschrei, das den König empfangen hatte, setzte sich auch noch lange fort, nachdem er mit seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge zu dem nächstliegenden Korps der Sachsen weiter geritten war.

Nachdem der laute Jubel verhallt war, traten die Truppen der Division in einem großen, weiten Karree zum Gottesdienst zusammen. Die anbrechende Dunkelheit und der heraufziehende Regen geboten die äußerste Kürze. Mit den Worten des 118. Psalms: „Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unseren Augen“, suchte ich die Siegesfreude, mit der wir soeben den ruhmgekrönten Kriegsherrn begrüßt hatten, in den stillen, anbetenden Dank gegen den König aller Könige überzuleiten. Wie sichtlich

das gestern und heute Erlebte: „vom Herrn geschehen sei“, wie Gott vom Himmel selbst gerichtet und den Feind, der uns so übermütig und mutwillig herausgefordert, habe zu Schanden werden lassen, das wurde in kurzen Worten ausgeführt. Das Bekenntnis des Königs: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung“, bildete hier, wie wohl bei den meisten Ansprachen und Dankesgottesdiensten, die in jenen Tagen gehalten worden sind, den Grundgedanken. Und wie hätten auch hier die vergleichenden Rückblicke auf die Tage der Väter, insbesondere auf ihren Sieg bei Leipzig fehlen können. Aber um wie vieles höher und reiner durfte diesmal die Siegesfreude in dem Bewußtsein sein, daß das deutsche Volk den Sieg allein erstritten hatte, und daß ihm darum auch des Sieges Frucht von keiner fremden Eiferucht verkümmert werden dürfe! „Dies ist unser, so laßt's uns halten und so es behaupten!“ das war eine Mahnung, die an diesem Abende sich von selbst auf die Lippen legte. Auf ein kurzes, freies, von Lob und Dank überströmendes Gebet folgte Vaterunser und Segen, und hierauf erscholl aus beinahe zwölftausend Kehlen und doch wie aus einem Munde ein gewaltiges, zum Abendhimmel emporsteigendes: „Nun danket alle Gott!“ Wer es dort hat mitzingen dürfen, auf den Höhen hinter Givonne, der wird es sein Leben lang nicht vergessen, und ich bin seitdem von manchem, der längst des Königs Rock ausgezogen hat, daraufhin angerebet worden, daß ihm diese Stunde und der Dankgottesdienst am 2. September unvergeßlich geblieben sei.

Nachdem der Gesang verstummt war, und die Trommeln zum stillen Gebet angeschlagen hatten, trat unser General von Pape in die Mitte des Karree und hielt in seiner kernigen und kräftigen Weise eine begeisterte Ansprache an die Truppen, in welcher er ihnen die im Laufe des Tages bekannt gewordenen, großartigen Erfolge der gestrigen Schlacht mittheilte und darauf hinwies, wie die Kapitulation einer Armee von solcher Zahl wie hier, mit dem Kaiser an der Spitze, in der Geschichte bis dahin unerhört sei. Und auch unserer Division insbesondere gebühre ein großer Anteil an der Ehre des Tages. Hatte sie doch allein an Trophäen einen Adler, den obenerwähnten des 17. Regiments, eine Adlerstange des 53. oder 54. Regiments, deren Flagge in der Balgerei darum abgerissen worden war, sechsundzwanzig Geschütze und sieben Mitrailleusen abliefern dürfen; dazu 14200 Gefangene, unter denen eine erhebliche Anzahl höherer Offiziere sich befand. Schwerlich dürfte jemals eine einzelne Division eine so glänzende Anzahl von Trophäen aufzuweisen gehabt haben, und es hat

mir später manchmal scheinen wollen, als ob diese Erfolge unserer Division bei Sedan neben der schönen und großen Waffenthat von St. Privat lange nicht genug zur Geltung gekommen wären. Namentlich haben sich unsere Garde-Füsilier und Garde-Jäger bei Sedan unvergängliche Lorbeeren errungen.

Mit wie anderen Empfindungen legten wir uns an diesem Abend zur Ruhe, als nach dem Tage von St. Privat. Nun zweifelte niemand mehr, daß der Friede nur in oder vor Paris geschlossen werden könne, und an diesem Abend holte ich aus der Tiefe meines Feldkoffers den bis dahin wie eine Kontrebande heimlich verborgen gehaltenen roten Bädeler mit der Aufschrift: „Paris und Umgegend“ hervor.

Unsere Division verließ das Schlachtfeld von Sedan freilich zunächst in entgegengesetzter Richtung. Der Knäuel der verschiedenen neben- und durcheinander liegenden Truppenteile mußte erst entwirrt werden, um jeden auf die richtige Marschrouten zu bringen. Das nächste unserer Division zugewiesene Marschquartier war ein elendes Nest unweit des stattlichen Ortes Mouzon. Doch bevor ich dem Divisionsstabe dorthin folgte, hielt mich noch eine schwere und ernste Liebespflicht bei Sedan zurück. Schon im Laufe des 2. September hatte ich in Erfahrung gebracht, daß mein Nefse Bernhard von Koon, der zweite Sohn des Kriegsministers, der als Hauptmann und Batteriechef im Garde-Feldartillerieregiment stand, Tags zuvor durch einen Schuß in den Unterleib tödlich verwundet worden sei. Nach langem Hin- und Herfragen ermittelte ich, daß er in einem in der Nähe von Dagny befindlichen Lazarett untergebracht sei, aber näheres wußte mir auch niemand zu sagen. Mit seinem jüngeren Bruder, den ich inzwischen auch getroffen, machte ich mich auf den Weg, um ihn aufzusuchen. Wir berührten dabei den Teil des Schlachtfeldes, auf dem die Sachsen gekämpft hatten, und kamen bis in die Nähe der bayrischen Stellung. In einiger Entfernung lag das von diesen angezündete, noch in hellen Flammen lodrende Bazeilles. Nachdem wir uns von einem Sanitäts-Detachement zum andern durchgefragt hatten, wurde uns endlich ein bei dem Orte La Moncelle gelegenes Schloßchen als dasjenige Kriegslazarett bezeichnet, in dem mein Nefse mit vielen anderen Verwundeten Aufnahme gefunden habe. Dort trafen wir ihn auch wirklich an, scheinbar besser, als wir erwartet hatten, bei völlig klarer Besinnung, aber der Chefarzt Dr. Frenzel bezeichnete uns seinen Zustand als völlig hoffnungslos, und sprach sich dahin aus, daß er den morgenden Tag schwerlich überleben würde. Gern wäre ich gleich bei

ihm geblieben, um mich mit seinem älteren Bruder in seine Pflege zu teilen, aber vorläufig rief mich der Dienst zurück, und ich mußte es daher für jetzt bei einem flüchtigen Besuche bewenden lassen, versprach aber, andern Tages wiederzukommen. Divisionspfarrer Jordan von der zweiten Garde-Infanterie-Division hatte dem Schwerverwundeten auf seinen Wunsch schon auf dem Verbandplatze das heilige Abendmahl gereicht. Dieser erzählte mir, daß es ihn aufs tiefste ergriffen habe, wie der Hauptmann unaufgefordert die Erklärung des zweiten Artikels vollständig und laut hergesagt habe: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott von Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode, von der Gewalt des Teufels u. s. w.“ und wie er das als sein Bekenntnis bezeichnet habe, worauf er sterben werde und worin er selig zu werden hoffe. Als unsere Division am 3. September aus Givonne in der Richtung auf Carignan aufbrach, erbat ich mir von dem General die Erlaubnis, in La Moncelle zurückbleiben zu dürfen. Noch einige Stunden habe ich an dem Lager des Sterbenden zugebracht, bis er am 3. September abends in den Armen seines Bruders und unter unserm gemeinsamen Gebete verschieden ist. Da der letztere sich selbst eine Verletzung am Fuße zugezogen hatte, so lag mir die schwere Pflicht ob, dem im Hauptquartier zu Vendresse weilenden Vater die Todesbotschaft zu überbringen.

Es war ein eigentümlicher Ritt, den ich am 4. September, an einem herrlichen Sonntagmorgen, ganz allein auf dem fast sechsstündigen Wege von La Moncelle nach Vendresse zurücklegte. Wieder führte mich der Weg an Bazeilles vorüber, das als ein einziger rauchender Trümmerhaufen dalag. Kein Haus, das nicht von oben bis unten ausgebrannt war. Auf einer Eisenbahnbrücke wurde die Maas überschritten, und vom hellsten Sonnenschein beleuchtet lag die in unsere Hände gefallene Festung Sedan vor meinen Augen ausgebreitet. Dann ging es durch ein schönes, friedliches Thal, das von der Schlacht völlig unberührt geblieben war. Später traf ich dann in der Richtung auf Vendresse zu marschierende bayrische Truppen, deren Führer mir am besten über den einzuschlagenden Weg Auskunft geben konnte. Nach fünfstündigem scharfen Ritt in Vendresse angelangt, traf ich Noon im Begriff, mit dem Hauptquartier nach Kethel aufzubrechen. Schon mein unerwartetes Erscheinen sagte ihm genug, und er las die Botschaft, deren Überbringer ich war, wohl auch in meinen Mienen. Überraschend

konnte sie ihm ja auch um so weniger sein, als die Ärzte ihn schon bei seinem Besuche des verwundeten Sohnes über die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes keinen Augenblick in Zweifel gelassen hatten. Mit schwerem, aber doch tapferem Herzen hatte er von ihm Abschied genommen, vollkommen darauf gefaßt, daß er ihn nicht wiedersehen würde. Aber bei der Nachricht von dem zur Wirklichkeit gewordenen Verluste übermannte ihn doch einen Augenblick der Schmerz und er fiel mir, noch ehe ich ein Wort gesagt hatte, mit lautem Schluchzen um den Hals. Hatte er doch gerade an diesem Sohne mit ganz besonderer Liebe gehangen. Dann aber faßte er sich auch gleich wieder und ließ sich mit voller Gelassenheit über die letzten Stunden des Heimgegangenen von mir Bericht erstatten, den größten Trost in der Zuversicht findend, daß der Sohn im vollen Glauben selig entschlafen sei. Wo so viele Väter ihre einzigen Söhne hätten hingeben müssen, sagte er, wie dürfe er sich da beklagen, daß auch von ihm dies Opfer gefordert wäre. Dabei fügte er noch hinzu: „Gott ist gerecht, darum hat er Gericht gehalten über Napoleon und uns den Sieg geschenkt in seiner Barmherzigkeit; aber um unserer Sünde willen hat er so schwere Opfer von uns gefordert und uns den Sieg so teuer werden lassen.“ Dazwischen nahmen ihn auch allerhand Dienstgeschäfte in Anspruch, namentlich machte die Übernahme des durch die Kapitulation von Sedan uns in die Hände gefallenem Kriegsmaterials schleunige und umfassende Anordnungen nötig. Dazu war soeben noch die Nachricht von der Kapitulation der Festung Mezières eingegangen. Sehr beruhigend war es mir, aus den kurzen Gesprächen, die ich mit Roon hatte führen können, die Gewißheit mitnehmen zu dürfen, daß in den maßgebenden Kreisen schon jetzt der feste Wille herrschte, keinen Frieden mit Frankreich zu schließen, durch den nicht unsere Westgrenze gegen ferneren türkischen Überfall geschützt würde. Freilich sprach Roon dabei die Überzeugung aus, daß keine französische Regierung, welche es auch sei, um ihres Volkes willen sich zu einer Abtretung französischen Gebietes werde verstehen wollen, und daß wir darum auf die Fortsetzung des Krieges bis zur völligen Erschöpfung aller Kräfte des Feindes gefaßt sein müßten. Bei dem unmittelbar bevorstehenden Ausbruch des Hauptquartiers mußte Roon darauf verzichten, der Beerdigung des Sohnes selbst beizuwohnen. Doch hatte er schon bei seinem Besuche an dem Sterbelager die Bestimmung getroffen, daß der junge Held im Schloßgarten von La Moncelle, der ja selbst einen Teil des Schlachtfeldes bildete, auf dem sein Blut geflossen, bestattet werden solle, mit dem Antlitz nach der von dort sichtbaren Höhe von Dagny ge-

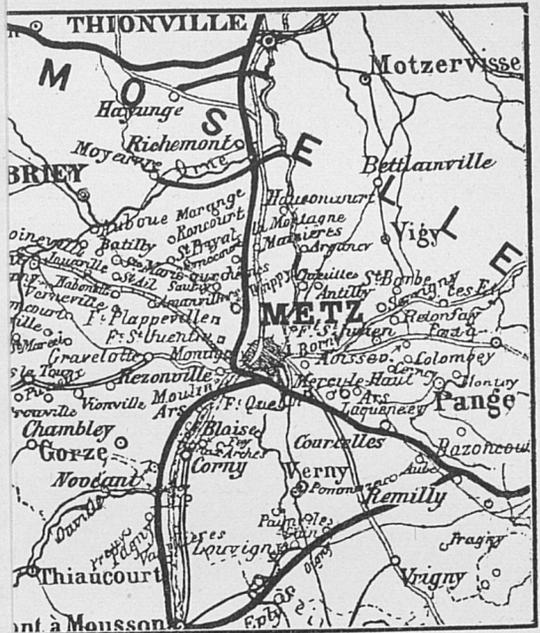
wendet, auf welcher er gefallen war. Wegen Pflege und Schutz des Grabes behielt er sich vor, mit dem Besitzer in Verbindung zu treten, und unter den obwaltenden Umständen hielt man diesen Ruheplatz gesicherter, als einen solchen auf dem katholischen Friedhofe. Daß der trauernde Vater in seinem Vertrauen auf den ritterlichen Edelmut des Besitzers des erwähnten Schloßchens, eines Grafen Viry, sich getäuscht hatte, werde ich später zu berichten Gelegenheit haben. Um dieselbe Zeit, in welcher das Hauptquartier nach Mettel aufbrach, trat ich den Rückweg nach La Moncelle an, diesmal auf meinem einsamen Ritte mir mehr Zeit lassend als auf dem Hinwege. Ich nahm die Gelegenheit wahr, mit Landleuten, die mir begegneten, über die Lage Frankreichs und über die Ereignisse der letzten Tage mich zu unterhalten. Von allen hörte ich die herzerreißendsten Klagen über die schweren Drangsale des Krieges, namentlich für die in der Umgebung des Schlachtfeldes liegenden Orte, überall aber gab sich auch die größte Erbitterung über den elenden Napoleon kund, der sich selbst in Sicherheit zu bringen gewußt hätte und sein Land dem Verderben preis gebe. Die Erbitterung über ihn war viel größer, als die über Preußen. Äußerungen wie die: „Il faudrait pendre ce cochon là“ waren nichts seltenes.

Inzwischen hatte der älteste Bruder des Gefallenen, Major von Moon, der in Folge eines Sturzes mit dem Pferde selbst verletzt war, in Gemeinschaft mit den hilfsbereiten Ärzten des Feldlazarets, die nötigen Vorbereitungen zur Beerdigung getroffen. Mit Mühe war es gelungen, in Sedan einen Sarg von der einfachsten und schmucklosesten Form zu beschaffen, denn eine unbeschreibliche Verwirrung herrschte in der von der deutschen Besatzung sowie von gefangenen und entwaffneten Franzosen überfüllten Stadt; es wimmelte wie in einem Ameisenhaufen. Zur Ruhestätte war ein stilles, von schönen Tannen umschlossenes Plätzchen im Park des Schlosses ausgesucht worden. Ein leicht verwundeter bayrischer Major, der sich im Feldlazarett von La Moncelle befand, hatte dafür Sorge getragen, daß Soldaten einer im Dorfe liegenden bayrischen Kompagnie das Grab gruben, in dem wir den jungen Helden betten wollten. Gleichzeitig, oder doch unmittelbar nachher sollte die Beerdigung eines an demselben Tage verstorbenen Lieutenant von Twardowsky vom dritten Garderegiment z. F. stattfinden. Gegen sechs Uhr Abends setzte sich der kleine Leichenzug in Bewegung. Bayrische Soldaten des 8. Infanterieregiments, stattliche, hochgewachsene Söhne der Berge, trugen die Leiche auf ihren Schultern zur Gruft hinab, und von andern Leuten desselben Regiments mußte der Bruder, den verletzten

Fuß im Gipsverbande nachschleppend, sich hinter dem Sarge hertragen lassen. Es war ein schönes Zusammentreffen, daß Major Waldemar von Roon am Grabe seines Bruders zum ersten Male das eiserne Kreuz anlegen durfte, das ihm an diesem Nachmittag vom General-Kommando zugestellt war. Außer den Ärzten des Lazarett's folgten auch sämtliche leicht verwundete Offiziere, darunter mehrere bayrische, dem Sarge. Es war eine stille, erhebende Abendandacht, die wir dort hielten. Ich knüpfte meine kurzen Worte des Friedens und des Segens an ein Schriftwort an, an welchem der Vater bei der Todeskunde sich gestärkt und aufgerichtet hatte, an das Eingangswort des 1. Briefes Petri: „Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel.“

Ein einfaches, steinernes Kreuz, das der schon erwähnte freundliche Chefarzt des Lazarett's, Oberstabsarzt Dr. Frenzel, in Sedan besorgt hatte, und in das er den Namen des Gefallenen nebst dem Datum seines Todestages hatte einmeißeln lassen, bezeichnete die Grabstätte, und schon nach einer halben Stunde erhob sich über der stillen, von rauschenden Baumwipfeln behüteten Kammer ein von den bayrischen Soldaten in aller Eile hergestellter, mit Rasen belegter und mit Blumen beplanzter Grabeshügel. Wie schnell doch das im Kriege alles geht, und wieviel unnötige Umstände werden mit diesen Dingen im Frieden oft gemacht. Mit dieser stillen und doch erhebenden Feier hatte meine Thätigkeit auf dem Schlachtfelde von Sedan ihren Abschluß gefunden.

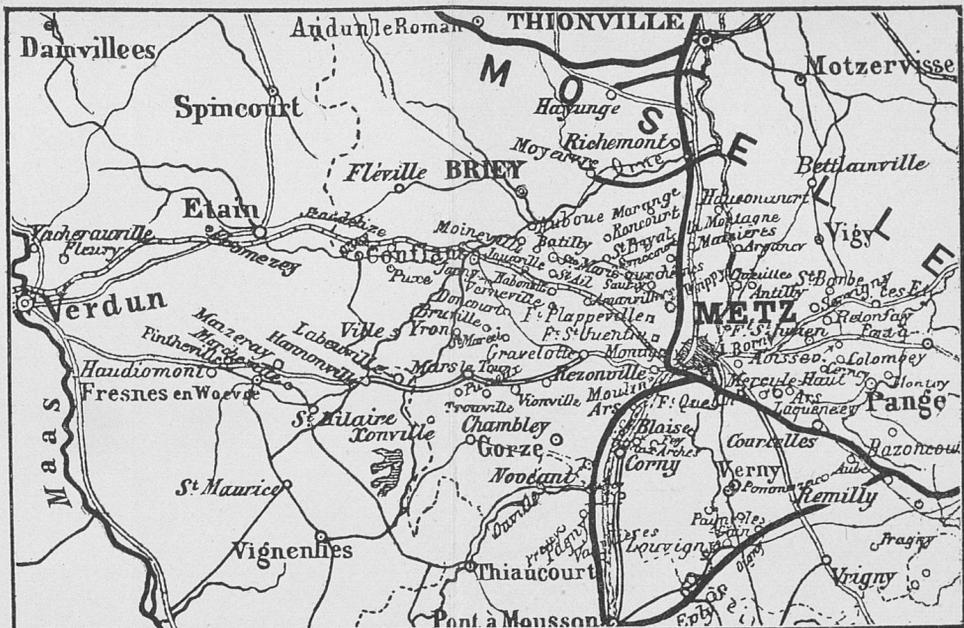




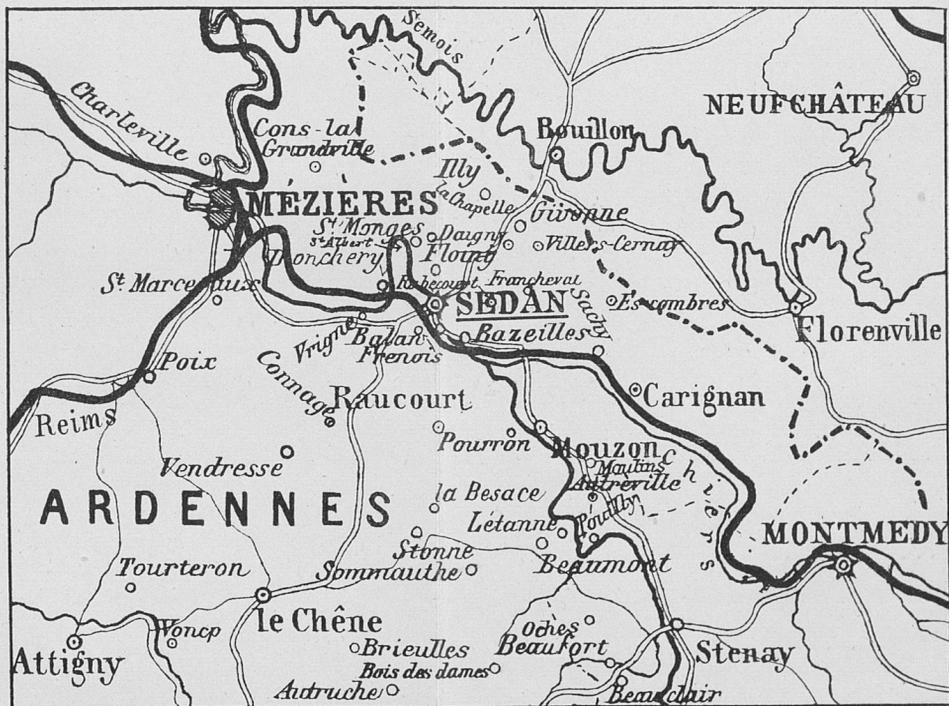
Schlachten bei Metz.



Schlacht bei Sedan.



Karte zu den Schlachten bei Metz.



Karte zur Schlacht bei Sedan.

